

## 16-04-08 Tutzing. Glauben im Post-Theismus

Ich glaube nicht an Gott, und trotzdem bin ich Pfarrerin.

Verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, als ich 2013 in einem Radiointerview die Aussage machte, nicht an einen personalen, metaphysischen Gott zu glauben, waren die für mich schwierigsten Reaktionen die, die von mir verlangten, entweder das Pfarramt aufzugeben oder meine Aussage zu widerrufen. Beides kam für mich nicht in Frage.

Zum Glück waren diese Reaktionen nur wenige, von den mehr als tausend schriftlichen und mündlichen Reaktionen gingen aber nur einzelne in diese Richtung. Immer wieder ist meine Position Gegenstand von Diskussionen, vor allem auf Synode-ebene.

Und so bin ich immer noch Pfarrerin, gestalte Gottesdienste, begleite Trauerfamilien bei dem Abschied ihrer Liebsten, taufe Kinder, bestätige Jugendliche und traue Paare. Und das mit einer post-theistischen Haltung, oder mit den Worten der Tagung: unterm leeren Himmel.

Unter einem theistischen Gottesverständnis verstehe ich die Vorstellung, dass es einen existierenden metaphysischen Gott gibt, jenseits unserer Wirklichkeit, der auf unser Weltgeschehen einwirken kann. In diesem dualistischen Denken steht Gott als Schöpfergott ausserhalb allem, was in Zeit und Raum besteht. Mit dieser Gottesvorstellung bin ich, wie sicher viele von Ihnen auch, aufgewachsen. Ich habe früh gelernt, wie ich Gott glücklich machen kann, aber auch womit ich mir seine Wut aufhalsen kann. Ich entwickelte einen Umgang mit ihm, in dem er unter meiner Kontrolle stand. Mit genügend Gebet am Abend, auf nackten Knien ausharrend vor dem Bett, meinte ich Einfluss darauf ausüben zu können, dass Gott so handeln würde, wie ich mir das wünschte. Und das gelang, über viele Jahre, bis ich es zu hinterfragen begann und mir damit nicht nur Unverständnis, sondern vor allem auch Drohungen meiner Mutter auflud. Fragen, hinterfragen war nicht erlaubt, mehr noch, es war dem Sündenfall gleich.

Warum war meine Mutter so sicher, dass Gott existiert, und ich wurde immer mehr davon überzeugt, dass der Himmel leer ist? Ich formuliere es jetzt mit den Worten des holländischen Dogmatikers Harry Kuitert: Gott ist das Produkt unserer Einbildung, unserer Phantasie und unserer Ängste.

Es macht deshalb keinen Sinn, zu ergründen und zu formulieren, was im Grunde genommen nicht zu kennen ist. Wenn wir über Gott reden, reden wir über eine Sache, worüber nichts zu wissen ist. Wir reden in Kategorien von Annahmen, Erlebnissen und Deutungen.

"All unser Reden über ‚Oben‘, kommt von Unten auch wenn wir sagen, dass es von Oben kommt." (nochmals H. Kuitert)

Gott ist das, was ich Gott nenne, was Sie Gott nennen, wie wir ihn denken. Gott ist ein Name, den wir mit einer Erfahrung, mit einer Vorstellung verbinden. Das problematische daran ist: meinen Erfahrungen und Vorstellungen, meiner Fantasie – und hier rede ich von der Fantasie als die Vorstellungskraft sich innere Bilder zu machen – meiner Fantasie können Sie keine Wahrheit entnehmen.

So kann der Theist sagen, ‚ja, Gott existiert‘. Der Atheist sagt ‚nein‘, Gott existiert nicht, der Agnost sagt ‚ich weiss es nicht‘ und der Ignost antwortet: „die Frage, ob Gott existiert ist bedeutungslos, da der Begriff ‚Gott‘ nicht definiert ist“.

Ich persönlich glaube nicht an ein göttliches Wesen, dass das Geschehen auf dieser Welt und im Universum beeinflusst.

Wenn ich aber sage, dass es keinen personalen Gott gibt, dass er nicht existiert, bedeutet das noch nicht, dass Gott nichts ist. Das zeigt sich in dem religiösen Dilemma, das erst in unserer Zeit entstanden ist: nicht mehr glauben können und trotzdem religiös sein wollen. Einige spüren und merken, dass es da immer noch etwas gibt, das alles Alltägliche übersteigt. Diese Menschen nennen wir auf Holländisch die "letsisten". "lets" bedeutet "etwas". Diese Leute glauben immer noch an "etwas".

Unsere heutige Welt wird nicht nur gekennzeichnet durch die autonome Entwicklung von Wissenschaft, Kultur und Politik, sondern auch durch die eigenständige Entwicklung von uns selbst. Die individuelle Entfaltung ist hoch im Kurs.

Gleichzeitig sind wir auf der Suche nach einer Vertrauensbasis, die dazu passt. Wir wissen nicht mehr, welche Bedeutung Gott in unserem Leben hat, und trotzdem suchen wir nach einer religiösen Basis. „Ich glaube nicht an Gott, aber ich glaube, dass es eine höhere Macht gibt, ein Etwas hinter unserer Wirklichkeit“ ist ein Satz, den ich oft in Trau-, Tauf-, oder Trauergesprächen höre.

Diese Form von immer weniger Glauben, dieser ‚Glaubensminimalismus‘ führt einerseits dazu, dass der Himmel quasi ‚chemisch gereinigt‘ wird, andererseits verlieren auch die Rituale, wie der Gottesdienst, ihre Bedeutung. Der Unglaube, oder der Fast-Unglaube macht passiv, dadurch sinkt die Intensität des Erlebens, um sich schliesslich völlig zu verflüchtigen. Es ist wie eine Spirale: weniger Glauben, weniger Erleben in den Ritualen bis schliesslich fast nichts mehr. Aktive Kirchgängerinnen sind so in kurzer Zeit passiv oder post-kirchlich geworden.

Das tut weh. Das stelle ich immer wieder fest im Gespräch mit meinen Konfirmanden und ihren Eltern. Die meisten glauben nicht an Gott, wie sie

sagen, können nichts mehr anfangen mit den kirchlichen Ritualen, möchten aber trotzdem in ihren religiösen Gefühlen ernst genommen werden.

Da hat die Kirche grosse Fehler gemacht. Seit dem vierten Jahrhundert präsentiert sich die Kirche als Lehrbetrieb, der auslegt, wie man zu glauben hat und welche Formeln man als Glaubender sprechen muss. Persönliche Gotteserfahrungen und Gottesvorstellungen sind den Dogmen, der Lehre und der Macht untergeordnet worden. Glauben als Doktrin nimmt aber dem Glauben seinen existentiellen Charakter.

Auch ich in meiner Rolle als Pfarrerin, die nicht an die Existenz Gottes glaubt, muss zeigen, was für mich das Wort Glauben beinhaltet.

Ich glaube nicht an Gott, ich suche aber, jeden Tag neu, nach Bildern und Worten, die beschreiben wie die Zerrissenheit des Lebens einhergeht mit der Freude am Leben und dem Staunen über die Schönheit des Lebens“.

Theologie ist für mich, eine Form sich zu besinnen auf die Frage, was es bedeutet, Mensch zu sein in dieser Welt, eingebettet in einer langen Tradition, die uns zum Denken anregt.

Wie können wir die religiösen Erfahrungen in unserem Leben und gleichzeitig die Autonomie der verschiedenen Lebensgebiete in eine Sprache fassen, die sowohl der christlichen Tradition als auch dem modernen Leben Rechnung trägt.

Und wie können wir unsere religiösen Gefühle und die Erfahrungen des Un-Übersteigenden ernst nehmen und gleichzeitig das dualistische Weltbild und die Existenz eines personalen Gottes in Frage stellen?

Diese Frage hat offensichtlich schon Dietrich Bonhoeffer beschäftigt, wo er sagt: "ich lehne Gott als Arbeits-hypothese ab".

Ich lasse die Metaphysik und den Dualismus hinter mir und gehe aus von dem einen Weltbild: Es gibt nur die eine, unsere Wirklichkeit. Doch diese Wirklichkeit kann immer wieder in einer transzendenten Dimension erfahren werden. Wir sind es selber, die es so erfahren. Wir haben eine intuitive Ahnung von etwas, das uns übersteigt, zum Beispiel in der Erfahrung des Schönen, der Schönheit der Landschaft oder in der Liebe zwischen zwei Menschen. Diese psychologische Erfahrung übersetzen wir in Dankbarkeit, Staunen, Entzücken. Und es liegt an uns, an unserer Erziehung oder Überzeugung, ob wir diese Erfahrung mit Gott in Verbindung bringen wollen oder nicht.

*- Kürzlich hörte ich einen agnostischen Religionswissenschaftler über eine solche Erfahrung erzählen. Er war in der Wüste Sinai auf den Berg Horeb gestiegen. Oben angekommen setzte er sich hin, überwältigt von dem Berg*

*und seiner Umgebung. Voller Skepsis dachte er: "Das ist nun der Ort, von dem im Mythos erzählt wird, hier habe Mose die Gesetzestafeln empfangen". Und dann plötzlich fuhr es durch ihn hindurch: bist du dir so sicher, dass es wirklich nur ein Mythos ist? Es war eine Erfahrung, die seine in Sicherheit gewiegte Unsicherheit ins Wanken brachte.*

Ich suche nun einen Weg, um diesen Erfahrungen einen Platz in meinem Leben zu geben. Dazu brauche ich keinen Gott.

Bis vor kurzem gab es in unserer Kultur nur diesen Gegensatz: Theismus oder Atheismus. Man ist entweder gläubig oder ungläubig und damit religiös oder eben nicht. Religiös und gläubig waren bis jetzt Synonyme. Ohne Glauben keine Religion. Doch wir sind heute im Begriff diese Meinung zu ändern. Für viele ist das Versprechen, im Glauben Sicherheit zu haben, nicht mehr erwünscht. Das Suchen ist das Faszinierende, die Sensation des Mysteriums ist das Attraktive. Diese Menschen betrachten sich nicht als gläubig oder ungläubig, sondern als a-gläubig. Hier könnte die Kirche den Menschen helfen, ihre Fragen zu stellen, mehr als ihnen die bekannten Antworten aus der Dogmatik zu repetieren.

Der irische Philosoph Richard Kearney hat einen neuen Begriff eingeführt: den Begriff des Anatheismus. Zwischen Atheismus einerseits und Theismus andererseits ergibt sich die Möglichkeit, tiefer und freier zu reagieren auf das, was wir erfahren, aber nicht beweisen können.

Kearney nennt diesen Moment 'ana-theos', oder 'nach-Gott', an Gott vorbei. Es ist sowohl der Moment vom Bruch mit alten Sicherheiten als auch der Moment von dem neu geschaffenen Raum des kreativen Nicht-wissens. Den Gedanken vom kreativen Nicht-Wissen nehme ich auf, gleichzeitig will ich die Erfahrung des Uns-Übersteigenden, der Transzendenz, einbringen.

Solche Erfahrungen sind meistens Gefühle des Einswerdens, in der Natur, in einer Gemeinschaft, in der Liebe, aber auch in der versöhnenden Haltung mit dem Leben, so wie es gelebt wird.

Wenn ich eine solche Erfahrung des Einswerdens oder die Erfahrung des Transzendenten, die Wahrnehmung des Mich-Übersteigenden, meiner Individualität hinter mir lassenden, mache, dann bin ich berührt und ergriffen von der Kraft.

Dieses Einswerden erfahre ich sowohl in der Begegnung mit anderen Menschen, wie auch als Individuum in den grossräumigen Strukturen des Kosmos. In der Evolution steckt eine natürliche Energie. Sie ist nicht Gott, sondern sie ist eine Kreativität, eine schöpfende, gestaltende Kraft, die als immanente Energie in dieser Welt, im Kosmos präsent ist. In diesem Prozess gibt es Gesetzmässigkeiten, Kausalitäten und Zufälle. In allem ist diese Energie vorhanden. Die Natur ist nicht göttlich, sondern zeigt Spuren einer Kreativität.

Diese gestaltende Kraft ist eine der Energien, die wirken in unserer Existenz, aber nicht die einzige.

Der Glaube an das Leben muss in diesem evolutionären Weltbild seinen Platz bekommen.

Alles ist in Bewegung, und die gestaltende Kraft ist dauernd am Werden, am Entstehen.

Wenn wir erlöst sind von der Idee einer ausserweltlichen, alles regierenden, schöpfenden Gottheit, so sind wir ebenfalls erlöst von der Frage, ob Gott verantwortlich ist für das Leid in der Welt. Wir sind erlöst von der Theodizeefrage, ob ein allmächtiger Gott in einer Welt voll des Bösen, gut sein kann, denn so ein Gott existiert nicht.

Ähnliches hörte ich an einer Beerdigung eines nach einem Unfall verstorbenen jungen Menschen als der Pfarrer sagte: Shit happens. War es das Schicksal, oder war es die Selbstverantwortung?

Welche Worte und Bilder haben wir, um unsere religiösen Gefühle zum Ausdruck zu bringen?

Wer ohne Glauben an einen personalen Gott versucht religiös zu sein, kann das nicht anders zum Ausdruck bringen als mit den vorhandenen Mitteln. Ich kann mein Nicht-Wissen und mein Nicht-Glauben füllen mit Ritualen und Geschichten von Menschen, die vor mir gelebt haben. Darum ist mir die biblische Tradition wichtig.

Die Leitfrage ist: was inspiriert mich?

Das können biblische Erzählungen, Mythen und Legenden sein, das können in Zeiten von Not sogar die Psalmen sein, ohne daran zu glauben, dass sie wahr sind. Das kann die Weihnachtsgeschichte sein oder es können Gospels sein. Die Frage ist: was inspiriert mich? Da kann ich mich auch von anderen religiösen Traditionen inspirieren lassen.

Die Evangelisten zum Beispiel sind von den ägyptischen und griechischen Mythen inspiriert worden. Der Kern des ägyptischen Osirismythos ist die sterbende Gottheit, die später aus dem Tod aufersteht. Auch in diesem Mythos galt die Vorstellung, dass eine Gottheit - ohne Mann gezeugt - Mensch wurde. In Luxor zeigt ein Relief (ca. 1400 vor Chr.), wie man sich die Empfängnis aus dem Geist Gottes vorstellte.

Auch die Verehrung des Horus in der Gestalt eines Fisches ist als Symbol durch die Evangelisten übernommen und auf Jesus übertragen worden. Darum haben die Evangelisten Jesus unter Fischern seine Jünger finden lassen. Und mit den Buchstaben des griechischen Wort Fisch ‚ichtus‘ konnten sie ihr kürzestes Glaubensbekenntnis formulieren: Jesus Christus Gottes Sohn ist Heiland. (Jesus Christos theou hyios soter).

## Das Leben

Christen müssen Ana-theisten, oder Post-theisten sein, sagt der irische Theologe-Philosoph Peter Rollins. Denn in der christlichen Religion steht ein sterbender Mann im Zentrum, der Gott vorwirft, nicht da zu sein. „mein Gott, mein Gott“, ruft der sterbende Jesus am Kreuz, „warum hast du mich verlassen?“

Der Tod Jesu war sozusagen der Moment, dass Gott selber sagte: „Ich existiere nicht“.

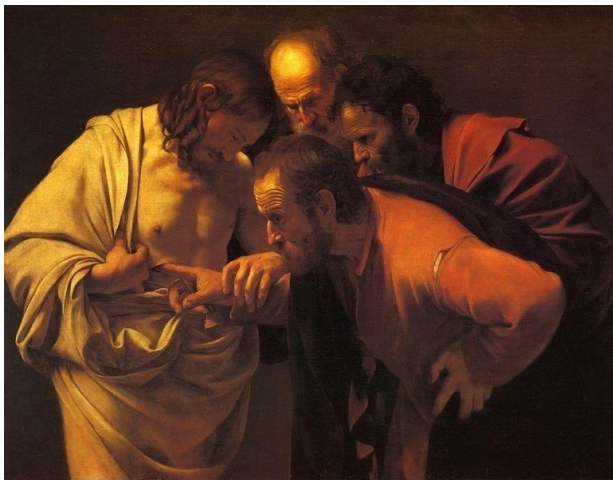
Die Christen sollten sich ja eigentlich schon da daran gewöhnt haben, denn auch damals war der Himmel leer.

Der christliche Glaube entspringt und lebt von diesem religiösen Trauma. Es ist eine Religion, die sich nicht auf Sicherheit abstützt, sondern auf Zweifel, eine Religion, die nicht von einem bewohnten, sondern von einem leeren Himmel ausgeht.

Der Glaube ist deshalb nichts anderes als sich dem Leben ausliefern, ohne religiöses Fangnetz.

Die Liturgie will nichts anderes als die Freude und die Angst, die Hoffnung und die Bedrücktheit miteinander feiern.

(Wagner bitten das Bild einzublenden)



## Die Ausschreibung

In Ihrer Ausschreibung zu dieser Tagung haben Sie das Bild von Caravaggio ‚der ungläubige Thomas‘ eingeblendet, eine insbesondere an Ostern häufig verwendete, auch für mich nachvollziehbare Darstellung für den Unglauben. Ich lese den dazu passenden Text aus dem Johannesevangelium:

### **Lesung: Johannes 20, Verse aus dem Abschnitt 19-29**

Es war am Abend eben jenes ersten Wochentages - die Jünger hatten dort, wo sie waren, die Türen aus Furcht verschlossen -, da kam Jesus und trat in ihre Mitte, und er sagt zu ihnen: Friede sei mit euch!

Und nachdem er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite; da freuten sich die Jünger, weil sie ihn sahen.

Doch Thomas, einer der Zwölf, der auch Didymus genannt wird, war nicht bei ihnen, als Jesus gekommen war.

Da sagten die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er sagte zu ihnen: Wenn ich nicht die Wunden der Nägel an seinen Händen sehe und nicht meinen Finger in die Wunde der Nägel und meine Hand in die Wunde seiner Seite legen kann, werde ich nicht glauben.

Nach acht Tagen waren seine Jünger wieder drinnen, und Thomas war mit ihnen. Jesus kam, obwohl die Türen verschlossen waren, und er trat in ihre Mitte und sprach: Friede sei mit euch!

Dann sagt er zu Thomas: Leg deinen Finger hierher und schau meine Hände an, und streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!

Noch herrscht der Wahrheitsanspruch in unserer Kirche, noch wird der ‚Ungläubige‘ als Christenfeind behandelt, oder zumindest als ‚Unwissender‘ bemitleidet, Worte wie ‚das Grab ist leer‘, ‚der Tod überwunden‘, ‚dem Auferstandenen ist begegnet worden‘ zieren jährlich um die Osterzeit die Titelzeilen christlicher und weltlicher Zeitungen.

Ich glaube nicht ans leere Grab.

Ich suche aber nach Spuren, was Menschen damit gemeint haben und ich suche nach dem, was den Schmerz des menschlichen Daseins aushält.

Ich glaube nicht, dass der Tod überwunden ist. Ich suche aber nach dem, was der Sinnlosigkeit solcher schrecklicher Taten standhält.

Ich glaube nicht, dass Auferstehung wirklich geschehen ist. Ich suche aber nach Bildern und Worten, die beschreiben, wie die Zerrissenheit des Lebens einhergeht mit der Freude über das Leben und dem Staunen über dessen Schönheit.

Diese Widersprüchlichkeit finde ich auch im Gedicht von Hilde Domin. Ich lese es nochmals.

Unsere Kissen sind nass  
von den Tränen  
verstörter Träume

Aber wieder steigt  
aus unseren leeren  
und hilflosen Händen  
die Taube auf.

Noch bin ich nicht so weit, dass die Taube aus meinen hilflosen Händen auffliegen wird.

Die Dichterin Hilde Domin hat in einer eigenen Deutung ihres Gedichts die Wende von den Tränen zur auffliegenden Taube den Kippmoment genannt, den Kippmoment oder die Kippsituation am Rande der Wirklichkeit.

So eine Kippsituation lese ich auch im Johannes-evangelium, wo der Verfasser Jesus durch eine verschlossene Tür treten lässt. Er lässt die Jesusfigur von der einen in die andere, von der äusseren in die innere Wirklichkeit gehen. Hinter dieser Tür begegnet Jesus Thomas, der ihm seinen Finger in die Wunde legen wird.

In der Umgangssprache heisst er der ungläubige Thomas.

Aber was ist ungläubig?

Ist es ungläubig, wenn ich sage: ich glaube nicht an Gott? Nein, denn ich ahne etwas vom Grösseren und ich spüre etwas vom Geheimnis der gestaltenden Kraft.

Was ahnte Thomas? Auf welche Wirklichkeit deutet er mit seinen Finger hin? Der Evangelist Johannes beginnt seine Schrift mit:

„Im Anfang war das Wort, und das Wort wurde Fleisch“.

Diese Weltansicht des Johannes, aus den ersten Sätzen seines Evangeliums, ist schwer verständlich.

Sie wissen vielleicht, wie Goethe seinen Faust Mühe haben lässt, als er die ersten Worte aus dem Johannesevangelium übersetzen wollte:

"Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?  
Ich kann das *Wort* so hoch unmöglich schätzen,  
Ich muss es anders übersetzen,  
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin."

Und dann überlegt er, Faust:

„ist es der Sinn, der alles schafft?  
Es sollte stehen: im Anfang war die Kraft.“

Faust interpretiert die Sätze als eine Erklärung über den Anfang der Welt. Doch die Frage ist nicht, wie die Welt entstanden ist, sondern es ist die Frage nach dem Grund und nach dem Ziel, dem Sinn des Lebens.

Am Anfang steht die Frage nach dem Grund, am Ende taucht die Frage nach dem Sinn des Lebens auf, ganz direkt und brutal.



Ähnlich wie Faust ein Problem hat mit dem Verstehen des Anfangs des Johannesevangeliums, habe ich ein Problem mit den Bildern am Ende, mit dem Bild vom leeren Grab und dem auferstandenen Jesus.

Thomas legt seinen Finger genau in diese Wunde.

Verstehen wir das Leben nicht erst dann, wenn wir seine Wunden sehen, sie berühren und greifen, sie be-greifen?

Das, was im Text von Johannes offen bleibt, - nämlich ob Thomas Jesus überhaupt berührt - zeigt Caravaggio schonungslos in seinem Bild.

Thomas steckt seinen Finger tief in die Wunde und be-greift buchstäblich, wie man die Angst vor dem Tod, vor der Einsamkeit im Leben und vor der Frage nach dem Sinn des Lebens überwindet.

Ich lese Anfang und Ende des Johannesevangeliums so: Am Anfang steht die Frage: Was trägt mein Leben, wo finde ich die Kraft, es zu leben?

Am Schluss steht die Angst vor dem Tod und die Frage nach dem Sinn des Lebens. In diese klaffende Wunde wirft Thomas seinen forschenden Blick.

Das Hemd von Jesus wird wie ein Theatervorhang zur Seite geschoben, um den Blick auf die andere Wirklichkeit sichtbar zu machen, Jesus führt Thomas Finger über die Wunde zu seinem Inneren.

Damit erfasst Caravaggio meines Erachtens das Typische des Johannesevangeliums. Immer wieder schreibt Johannes über diese und über eine andere Wirklichkeit. Immer wieder beschreibt er solche Kippsituationen. Er schreibt über Jesus, der zwar in dieser Welt, jedoch nicht von dieser Welt ist. Dauernd gehen die beiden Wirklichkeiten ineinander über, das führt natürlich unweigerlich zu Missverständnissen. Obwohl wir eigentlich vorgewarnt wären, denn Johannes gibt Thomas den Namen Didymus, was Zwilling bedeutet. Es ist ein Symbolname für die beiden Wirklichkeiten, die durch die verschlossene Tür – noch so ein Bild - voneinander getrennt sind.

Da ist die äussere Wirklichkeit in der wir leben, unsere Beziehungen, unsere Arbeit, unser zu Hause, das was wir nach aussen zeigen.

Aber da ist auch noch die innere Wirklichkeit, die unserer Gedanken, unserer Hoffnungen, unserer Ängste, und die Frage nach dem Sinn.

Die biblischen Ostergeschichten sind symbolische Geschichten über uns und über unser Mensch-sein mit den zwei Wirklichkeiten, die dazu gehören.

Zentral sind die Fragen nach dem Sinn des Lebens und nach dem Tod. Wie gehen wir unter einem leeren Himmel damit um?

Die alten Griechen kannten eine Macht, der sogar die Götter unterworfen waren: Moira, das Schicksal, das uns zu Teil wird. Über das Schicksal, über Moira hat der Mensch, haben wir keine Macht. Moira ist unerbittlich, darum ist in der griechischen Mythologie für die Schicksalsgöttinnen, die Moiren heissen,

nie ein Kultus, nie ein Tempeldienst entstanden. Weil sie eben nicht beeinflussbar sind.

Um aber mit der Angst vor dem Schicksal umgehen zu können, bedienen wir uns mit Schutzmechanismen, mit der Vorstellung, dass bei jedem Schicksal irgendeine Form von Schuld mit im Spiel sein muss.

Die eine Form ist die des eigenen Schuldgefühls: wenn ich nicht so, sondern anders gehandelt hätte, wäre dies oder das nicht passiert.

Die andere Form ist die der Schuldzuweisung: wenn er, wenn sie besser aufgepasst hätte, wäre dies oder das nicht passiert.

Die tiefste Lebenskunst aber ist die Fähigkeit, die Angst vor der Sinnlosigkeit und die Einsamkeit spüren und ertragen zu können, ohne irgendwelche Schuldgefühle oder Schuldzuweisungen darum herum kreieren zu müssen.

Wenn wir dem Gedanken an unser Schicksal, sterben zu müssen, nicht ausweichen, wenn wir uns diesem Gedanken stellen, wenn wir bereit sind, die Pein darüber bis tief in unserem Inneren zu spüren, dann werden wir aufstehen als weisere Menschen, weicher und kräftiger, gefühlvoller und achtsamer.

Bei einem tibetischen Buddhist las ich: „Wenn wir zu der Gewissheit kommen, dass wir sterben müssen und alle anderen fühlenden Wesen ebenso, entsteht in uns ein glühendes, fast herzerreissendes Gefühl für die Zerbrechlichkeit und Kostbarkeit jedes Augenblicks und jedes Lebewesens, und daraus kann sich ein tiefes, klares, grenzenloses Mitgefühl für alle Lebewesen entwickeln“.

Verstehen wir das Leben nicht erst dann, wenn wir uns die Wichtigkeit unserer Beziehungen zu Partnern, zu Kindern und Freunden bewusst machen und wir die Wunden unseres Lebens erkennen, sie berühren und sie be-greifen?

Verstehen wir das Leben nicht erst dann wenn wir bereit sind, die wichtigen Dinge, die man jahrelang verdrängt hat, endlich anzusprechen und so den Frieden zu finden?

Und ist das schliesslich nicht der Sinn, unser Leben und die Bedeutung unseres Lebens in der Gemeinschaft verstehen zu wollen? Unser Leben in Beziehung zum andern zu verstehen?

Nochmals zurück zum Bild von Caravaggio aus dem Johannesevangelium: wenn wir bereit sind, die Tür in uns zu öffnen, um von unserer äusseren Wirklichkeit zur inneren Wirklichkeit zu gelangen, dann öffnen wir auch die Tür zur Antwort auf die Frage: hat mein Leben Sinn gehabt?

Seelsorgegespräche konfrontieren mich immer wieder damit, wie der Mensch zutiefst einsam und sich selber überliefert ist.

Viele Menschen sind unglücklich weil sie etwas bereuen, was sie getan oder nicht getan haben.

Der biblische Thomas deckt diese Verwundbarkeit und Verletzlichkeit auf, nicht durch seinen Argwohn, nicht durch seinen Unglauben, sondern vielmehr durch seine Glaubwürdigkeit. Wie besser wir unsere Wunden erkennen, wie besser wir uns selbst mit unserer Verletzlichkeit und unseren Ängsten kennen, umso freier, umso glaubwürdiger, umso besser leben wir.

Glauben ohne Gott bedeutet, von den vielen Freuden des Lebens erzählen, von der Schönheit der Wälder, vom Vergnügen, mit Freunden und Familie zusammen zu sein. Glauben ohne Gott bedeutet, anderen Liebe schenken, ja sogar versöhnt und in Dankbarkeit diese Welt verlassen.

Der Glaube an Gott steht, so paradox es tönen mag, der Dankbarkeit im Weg, weil da immer wieder jemand ist, dem gegenüber man dankbar sein muss.

In so einem Glauben gibt es auch keine Wunder: denn Wunder sind erklärbar, weil sie von Gott kommen.

Der Glaube an Gott verhindert, das Leben bedingungslos zu leben und bedingungslos zu lieben.

Ich bin überzeugt, wir sind besser dran ohne die Gewissheit, dass Gott existiert.